

## Gastkolumne

# Warum Coronaleugner unsere Barbaren sind

Was Römer über Germanen schrieben, sagte mehr über sie selbst aus. Gilt das auch für unseren Umgang mit Leugnern?



Caspar Hirschi

Zwischen den alten Germanen und heutigen Coronaleugnern besteht eine Gemeinsamkeit. Sie sind beide das Geschöpf von «Wandermotiven». Was ist damit gemeint? 1920 veröffentlichte der deutsche Altertumsforscher Eduard Norden die bis dahin gründlichste Untersuchung zur «Germania», der kleinen Schrift des römischen Autors Tacitus, in der die antiken Bewohner Germaniens erstmals beschrieben wurden.

Mit seinen Erkenntnissen fügte er dem deutschen Selbstbild kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs die nächste Kränkung zu. Norden wies nach, dass Tacitus den Germanen Merkmale zugeordnet hatte, die aus älteren Schriften von griechischen Autoren über andere Völker zusammengetragen waren. Was als germanisches Naturell mit der ihm eigenen Wildheit und Trägheit, Freiheitsliebe und Erregbarkeit erschien, war tatsächlich eine Studierstube-Kreuzung aus Passagen von Homer bis Herodot, die jene über die Skythen und Thraker verfassten.

Norden prägte dafür den Begriff der «völkerkundlichen Wandermotive», denen er die paradoxe Funktion zuschrieb, die Germanen als radikal fremd auszuweisen, indem sie in ein vertrautes Bild getaucht wurden. Tacitus formte sie nach dem Klischee des nördlichen Barbaren, der für die Griechen den Gegen-

satz zur eigenen Zivilisation verkörpert hatte. So kam es, dass die Germanen in einer verkehrten Welt des Römischen Reichs lebten. Norden bestätigte damit eine Vermutung, die zuvor schon Heinrich Heine geäussert hatte: Die «Germania» des Tacitus sagte mehr über die Römer selbst als über die Bewohner Germaniens aus.

Gab es also keine fellbehängten Recken, wie Tacitus sie beschrieb, die den Tod im Krieg jeder Unterjochung durch Fremde vorzogen, gleichzeitig bereit waren, ihre Freiheit beim Würfelspiel zu verzoeken, und sich bei jeder Gelegenheit bis zur Besinnungslosigkeit betranken? Vielleicht schon, aber sie dürften in ihrer klischeehaften Andersartigkeit für die Gesamtheit der Menschen, die damals östlich und nördlich des Rheins lebten und sich gar nicht als Germanen verstanden, kaum repräsentativ gewesen sein.

Was die Thraker und Skythen für die Germanen waren, sind die Holocaust- und Klimaleugner für die Coronaleugner. Die Wandermotive, die hier zum Tragen kommen, treten noch plakativer hervor als bei Tacitus. Indem wir Mitmenschen zu «Leugnern» von wissenschaftlichen Tatsachen erklären, platzieren wir sie ausserhalb unserer Wahrnehmungswelt. Sie sind die Barbaren, die unter uns leben und mit ihrer Realitätsverweigerung unsere Vergangenheit (Holocaust), Gegenwart (Corona) und Zukunft (Klima) bedrohen. In allen drei Fällen gibt es Exemplare, die dem Klischee entsprechen – und es zugleich empört von sich weisen, indem sie nicht als Leugnern, sondern die Skepsis, eine der vornehmsten Tugenden der Wissenschaft, für sich reklamieren. Sie stellen sich uns nicht als Barbaren, sondern als bessere Römer entgegen und verwickeln uns in endlose Bezi-



Wer die Massnahmen und die Impfung ablehnt, misstraut dem Staat und der Wissenschaft. Wissen allein kann dagegen wenig ausrichten.

gungskämpfe. Dabei vergessen wir, dass auch sie für die Probleme, die wir ihnen anlasten, wenig repräsentativ sind.

Sagt das Wandermotiv der Leugner also auch diesmal weniger über die Bezeichneten selbst als über uns geschichtsbewusste und zukunftsange Doppelgeimpfte aus? Je weiter es wandert, desto mehr. Holocaustleugner haben, gerade weil sie gerichtlich belangt werden können, ein scharfes Profil. Der diffusere Begriff der «Klimaleugner» lenkt aber bereits davon ab, dass hier die grösste Herausforderung nicht die wenigen sind, die jede wissenschaftliche Einsicht verweigern, sondern die vielen, die trotz bestem Wissen mit dem Auto pendeln und dem Flieger reisen. Unser aller Verdrängen ist das Hauptproblem, und die Figur des «Klimaleugnern» macht es uns noch leichter.

Mit dem Begriff der «Coronaleugner» schliesslich gaukeln wir uns vor, der breite Widerstand gegen die Einschränkungen und das Impfen entspringe der Leugnung des Virus selbst. Entsprechend glauben wir, er lasse sich nur durch die Bekämpfung der Lügen mit Wissen brechen. Dabei ist das Hauptproblem hier ein anderes: der Mangel an Vertrauen. Wer die Massnahmen und die Impfung ablehnt, misstraut dem Staat und der Wissenschaft. Wissen allein kann dagegen wenig ausrichten, schon gar nicht, wenn es mit der Barbarisierung der Angesprochenen zu Leugnern und Idioten daherkommt. Um ihr Vertrauen zurückzugewinnen, müssen wir zuerst unser Verhalten ihnen gegenüber ändern. Es gilt, die wenigen Leugner zu ignorieren und alle anderen ins Gespräch zu integrieren.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.

## Medienkritik

## «20 Minuten» und die Nazi-Vergleiche



Felix E. Müller

Auf «20 Minuten» haben sich in letzter Zeit die Impfgegner in vielen Kommentaren ausgetobt und dabei auch mit Nazi-Vergleichen operiert – sie seien Opfer eines Holocaust, hiess es etwa. Nun nahm Chefredaktor Gaudenz Looser dazu Stellung. Zwar verurteilte er solche Äusserungen klar, versuchte dann aber zu erklären, weshalb man diese bis anhin geduldet habe. Das ging gründlich schief.

Er stellte die Kommentarspalte als demokratiepolitisch relevante Institution dar, weil sie ein Seismograf für die Stimmung in der Bevölkerung sei. Diese vermöge so, ihre Ansichten sofort und ungefiltert auszudrücken. Doch es ist nicht die Durchschnittsbevölkerung, die sich hier äussert, sondern vorwiegend das rechte politische Lager. Und «ungefiltert» kann in diesem Zusammenhang keine positive Qualität sein, weil sich die Kommentare häufig durch Ressentiments auszeichnen.

Solche an die Öffentlichkeit zu tragen, stellt keinen Dienst an der Demokratie dar. Deswegen trifft auch die zweite Behauptung nicht zu, die Kommentarspalten würden einen «echten Dialog» fördern. Wer den politischen Gegner beschimpft, hört ihm nicht zu, was durch die Anonymität, die in diesen Spalten garantiert ist, zusätzlich erleichtert wird.

Schliesslich meinte Looser, die Impfgegner hätten sich wohl nicht mehr anders als mit solch schrillen Nazi-Vergleichen gegen das Gefühl einer totalitären Ausgrenzung auflehnen und Gehör verschaffen können. Damit entschuldigt er das, was er vorher gerügt hat.

Nein, es ist selbstverständlich möglich, Kritik an der offiziellen Corona-Politik zu äussern, ohne Metaphern und Bilder zu benutzen, die letztlich im deutschen Rechtsextremismus wurzeln und antisemitisch kontaminiert sind. Und es kann nicht Aufgabe von «20 Minuten» sein, solches Denken in der Schweiz salonfähig zu machen.

Felix E. Müller ist Senior Advisor des SEF und daneben publizistisch tätig.

## 51 Prozent

## Was wäre, wenn ich zwei Söhne hätte?



Nicole Althaus

Ein bisschen mag es an der Aussicht liegen, die an einem Zitronenbaum vorbei in die Weite des Meeres geht. Oder ein bisschen daran, dass man nach einer Woche sizilianischen Sommers bis in die Knochen aufgewärmt ist und zwei Zentimeter aufrechter im Leben steht. Vor allem aber ist es wohl der lange, laue, liebevolle Abend, der die Sinne entfesselt, so dass nichts mehr unmöglich scheint und alle am Tisch werweisen, wie die Biografie auch noch hätte aussehen können, wenn ...

Die jüngere Tochter etwa ist überzeugt, dass sie eine Pasticceria aufmachen und die Fahrprüfung vor Ort auf Anhieb bestehen würde, weil Hupen und Drängeln durchaus lernbar seien, wohingegen das seitlich rück-

wärts Einparkieren nicht verlangt werde, da man auf der Insel das Auto einfach irgendwo abstelle, und sei es mitten auf der Strasse. Ausserdem glaubt sie, dass ihre Mutter ganz offensichtlich alles entspannter angehe im Süden, auch das Muttersein. Da fragte die Ältere: Was wäre, wenn wir Söhne wären?

Der Gedanke geht mir gelegentlich durch den Kopf: Wäre ich ein anderer Mensch, hätte ich statt Mädchen einen oder zwei Buben bekommen? Hätte ich heute mehr Verständnis für all die Männer, welche die Höhenmeter ungefragt mitliefern, wenn man sich höflich nach dem Bikeausflug erkundigt? Und würde ich jetzt über den neuen E-Mercedes fachsimpeln, statt diese Kolumne zu schreiben?

Die Frage ist bisher leider hypothetisch, denn die Forschung hat darauf keine Antwort. Eigentümlicherweise gibt es fast nur Studien darüber, wie Frauen Männer verändern – und nicht umgekehrt. Wir wissen, dass Töchter die politische Haltung ihrer Väter beeinflussen – in der Regel nach links. Sie helfen ihnen auch, Geschlechterklischees zu durchbrechen. Gleichzeitig ist es offenbar arbeitstätigen Müttern zu verdanken, wenn

ihre Söhne sich im Erwachsenenalter stärker an der Hausarbeit beteiligen als andere. Nur wie Söhne ihre Mütter beeinflussen, ist wissenschaftliches Ödland. Ist eine Chefin mit zwei Söhnen eine bessere Vorgesetzte als eine mit einer Tochter? Solche Fragen werden, wie die Zeitschrift «Atlantic» schreibt, wenig untersucht. Das ist insofern verstörend, als die Forschung es offenbar für wichtiger hält, welchen Einfluss die familiären Beziehungen auf Männer haben als auf Frauen.

Mir bleibt also nur die anekdotische Spekulation. Als Kind spielte ich fast ausschliesslich mit Jungs. Puppen langweilten mich, ausser ich spielte Doktor und musste der Barbie einen Arm amputieren. Ganz fremd wäre mir ein Sohn, der vor Wut die Playmobilfiguren von der Kommode wischt, wohl nicht gewesen. Ausserdem habe ich Übung im Umgang mit Strafstunden und schulischen Verweisen. Meine Tochter kann mit den Jünglingen ihrer Klasse im Sammeln solcher mühelos mithalten. Dennoch rege ich mich im Stillen auf, wenn Bubenmütter klagen, wie schwer sie es haben, und die Gene bemühen, wenn ihre Sprösslinge in der Schule nicht «so fleissig sind wie Mädchen».



Die Forschung hält es offenbar für wichtiger, welchen Einfluss die familiären Beziehungen auf Männer haben als auf Frauen.

Geschlecht als Ausrede: Bei Mädchen würde man es als Opferhaltung kritisieren.

Hätte ich die Schulzeit also anstrengender gefunden als Bubenmutter? Gut möglich. Sicher wäre mir das Altern mit Jungs leichter gefallen als mit Mädchen, die sich stets an der Mutter reiben und sich die schönsten Kleider borgen, um vorzuführen, wie unendlich viel besser sie darin aussehen. Manchmal schaue ich etwas wehmütig auf die verpasste Möglichkeit, für einmal die einzige Person mit doppeltem X-Chromosom zu sein und dem anderen Geschlecht ein paar schlechte Gewohnheiten auszutreiben.

Der Preis wäre allerdings hoch gewesen: Keine Shoppingexkursionen durch ganz Europa, keine gemütlichen Abende unter der Wolldecke beim Netflix-Schauen, kein Wiedererkennen des eigenen Aufbegehrens der Mutter gegenüber. Wie sagt die Psychologin Susan Forward etwas hinterhältig: «Ein Sohn ist ein Sohn, bis er eine Frau findet, aber eine Tochter bleibt ihr Leben lang Tochter.» Hoffentlich hat sie recht.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».